

## Sperrfrist: 29. März 2010, 17 Uhr – Es gilt das gesprochene Wort

**Erzbischof Joachim Kardinal Meisner**

**Predigt zur Chrisammesse im Hohen Dom zu Köln am 29. März 2010**

Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst, liebe Diakone, liebe Schwestern und Brüder!

1. Im Jahr der Priester spricht die Chrisammesse eine besondere Sprache über unser Priestertum. Im heiligen Chrisam haben wir unseren Ursprung. Das ist gleichbedeutend mit unserem Ursprung in Jesus Christus, denn er ist ja der Gesalbte Gottes schlechthin, der „Christos“. Mit dem Chrisam wurden die Könige des Volkes Israel gesalbt und im Mittelalter die Kaiser und Könige des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Das ist alles Vergangenheit: König in Israel, Kaiser in Europa, aber die Gegenwart ist geblieben: Christus, der Gesalbte, der sich gleichsam flüssig macht im heiligen Chrisam, um uns mit seiner Wirklichkeit in der Priesterweihe ganz und gar zu erfüllen und zu durchdringen.

Gott will die Erde. Darum blieb er nicht in der geschlossenen Gesellschaft seines dreifaltigen Lebens, sondern er betrat in Christus unsere arme Erde, um sie heimzuholen zum Vater. Christus ist die Fleisch gewordene Leidenschaft Gottes für seine Welt. Die Propheten nennen Gott auch „ein sich verzehrendes Feuer“, das ansteckt und auf andere übergreift. Darum betritt unser Herr die Erde mit den Worten: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!“ (Lk 12,49). Ein Priester ist ein vom Feuer Christi Gebrannter. In ihm ist die Leidenschaft Gottes für das Heil der Welt erneut Fleisch geworden. Das Leben des Herrn und das seiner priesterlichen Boten ist geprägt und gestaltet von drei Aufgaben: von der Anbetung, von der Demut und von der Verkündigung. Ganz deutlich wird das sichtbar im Schicksal Johannes des Täuflers. Er gehört darum zu den großen Urbildern neutestamentlichen Priestertums. Nicht von ungefähr wählte sich der heilige Pfarrer von Ars Johannes den Täufer zu seinem Firmpatron. Mit sicherem Instinkt gesellte er sich schon als junger Mann neben den Täufer, um später als Priester in die Forma Christi, des Hohenpriesters, zu gelangen. Sein Herz schlägt gleichsam im Reliquiar hier und heute mitten unter uns, und wir möchten um seine Fürsprache bitten: Erwirke uns ein Herz ein wenig wie das deinige.

2. Wie das Volk Israel mit seinen Führern und Propheten, so halten sich Johannes und Jesus immer wieder in der Wüste auf. Nachdem Mose vierzig Jahre in der Wüste war, wird er von Jahwe berufen. Darauf versenkt er sich ins Gebet: „Ich warf mich vor dem Herrn nieder und lag vor ihm vierzig Tage und vierzig Nächte lang“ (Dt 9,25). Das ist die erste Haltung eines Verantwortlichen in Israel und in der Kirche. Die Wüste ist der Ort der Anbetung. In ihr wird Johannes zum Freund des Bräutigams. Hier lässt der Meister den Schüler in sein

Herz schauen, einen Blick tun in sein Innerstes. Wenn wir uns einem Menschen öffnen und ihn zum Mitwisser unserer Herzensgeheimnisse machen, dann ist dies die Geste der Freundschaft schlechthin. Erst recht ist diese Selbsterschließung Gottes in Jesus Christus ein Erweis höchster göttlicher Freundschaft. So hat Christus im Abendmahlssaal den Jüngern seine Offenbarungsfähigkeit gedeutet: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe“ (Joh 15,15). Für den heiligen Pfarrer von Ars waren die nächtlichen Stunden vor dem Tabernakel das Hineingehen in die intime Freundschaft des Herrn.

Jesus geht vierzig Tage und vierzig Nächte in die Wüste, nachdem er dreißig Jahre im Schweigen verbracht hatte. Dann bricht er auf, um drei Jahre zu wirken. Mit sicherer Hand sind diese Etappen von Gott vorgezeichnet. Das Erste, das dem Priester aufgegeben ist, ist die Anbetung Gottes. Der Priester muss sich von der Sorge und dem Berechnen freimachen, ob Gott ihn auch genug schützen und beschenken könne. Er muss sich davon freimachen, von Gott immer nur etwas zu wollen. Er hat in jene radikale Anbetung Gottes hinein aufzubrechen, in der Gott allein das Verfügungsrecht hat, in der es allein auf ihn ankommt und auf sonst nichts. Dieses direkte Maßnehmen an Gott heißt: sich ganz und gar auf ihn verlassen; heißt: ihm alles geben. Dies ist das Erste, was der Priester zu tun hat. Er muss dieses Gefühl, dass die Erde eine Kugel ist, die sich dauernd um sich selber dreht, durchbrechen in der Anbetung. Ich glaube, dass der Sorgenkrampf des Menschen um sich selber sich durch nichts anderes löst, durch keine soziale Aktion, durch gar nichts, was er planen und tun kann, durch keine noch so wichtige oder neue Theorie oder neue Praxis, als einfach dadurch, dass er in diesem radikalen Sinn anbetet.

Der hl. Ignatius schreibt in seinem Exerzitienbüchlein den unvergesslichen Satz: „Der Mensch ist da, um Gott zu loben“. Damit befreit er ihn aus aller Verzweckung, Verplanung, Versachlichung und Vernützlichung in die heilige Freiheit Gottes hinein. Ich kannte einen Priester in Prag, der nicht mehr sein Amt ausüben durfte und dann als Eisenbahner arbeiten musste. Jeden Morgen um 5 Uhr feierte er allein in seinem Dachstübchen die heilige Messe, bevor er an die Arbeit ging. Ehe er seine schlichte Wohnung verließ, öffnete er die Fenster und spielte über das schlafende Prag mit der Mundharmonika den Sonnengesang des hl. Franziskus, in dem er achtmal mit den Worten: „Sei gelobt mein Herr“ die ganze Schöpfung zur Anbetung einlädt. Hier durchbricht dieser Priester alle seine Zwänge und persönlichen Verzweiflungen in der Anbetung und bewahrt unverletzlich seine priesterliche Würde. Die Umkehr in die Anbetung, das Aushalten der eigenen inneren Leere und des eigenen Nichts vor Gott, das Hineingehen in das Schweigen vor Gott in die Wüste ist eigentlich unser täglicher Weg als Priester.

3. Wer in der Anbetung an Gott Maß nimmt, wird demütig. Die Demut ist eine Frucht der Wüste. Sie ist die Herzenstugend des Herrn. Er hat uns Priester als seine Gefolgsleute auf diese christlichste und menschlich unerfindlichste aller Tugenden mit den Worten verpflichtet: „Lernt von mir, denn ich bin gütig und von Herzen demütig“ (Lk 11,29). Täglich gibt der Herr uns Priestern eine Lektion seiner Demut, wenn er in der Feier der heiligen Eucharistie jeden Morgen oder Abend seinen Leib schutzlos unseren Händen ausliefert und uns sein Blut ungeschützt und verschüttbar im Wein preisgibt. Und doch zieht er sich nicht zurück. Unfassliche Verdemütigung Christi! Nicht die Progressisten und Avantgardisten bringen die Kirche in eine neue Zukunft, sondern die Demütigen, die Menschen, die den Mut haben, im Ganzen der Kirche aufzugehen und sich nicht als Ganzes der Kirche aufblähen.

Wenn jemand Progressist war, dann war es Johannes der Täufer. Vorläufer ist sein Amts- und Ehrenname. Rückübersetzt aus dem Lateinischen heißt „Progressist“ – „Vorläufer“. Vorläufer sein aber ist ein demütiges Amt. Es ist Heroldsdienst, ganz und gar bezogen auf den, der nach einem kommt. Ein Vorläufer muss demütig und bescheiden um seine Vorläufigkeit wissen. Er hat sein Bild im Frühlicht, das den Aufgang der Sonne anzeigt, um dann selber in dieses Sonnenlicht spurlos einzutauchen. Genau von diesem Bild her hat Johannes sich selber gedeutet und gesagt: „Christus muss wachsen, ich aber muss kleiner werden“ (Joh 3,30). Menschen also, die sich in der Kirche als endgültig setzen, sind gerade keine Vorläufer und damit keine Progressisten, sondern Bremsklötze, die den Schritt der Kirche in die Zukunft hemmen. Wir müssen den Mut haben,

ins Ganze der Kirche einzugehen. Nur dann, dann aber ganz sicher, dürfen wir die große Hoffnung haben, dass die Kirche über dem Dunkel unserer Zeit aufgeht, strahlender als die Sonne. Dafür ist der heilige Johannes Maria Baptist Vianney ein unübersehbarer Zeuge. Dieser demütige Pfarrer hat – so das Urteil großer Gelehrter – die französische Revolution überwunden.

4. Die Demut bewahrt vor Propaganda und Reklame in eigener Sache. Sie macht unsere Verkündigung redlich und ehrlich. Johannes ist nur Laut und Rufer im Dienste des Wortes Gottes. Das war doch letztlich die Auskunft, welche Johannes der Abordnung des Hohen Rates auf ihre Frage nach seiner eigenen Person gab: „Ich bin die Stimme, die in der Wüste ruft: Ebnet den Weg für den Herrn!“ (Joh 1,23). Ihre Frage lautete, wer er sei. Und als Antwort bekommen sie die Weisung, was sie tun sollen. Gefragt haben sie nach dem Boten. Der Bote aber schweigt sich über seine Person aus und antwortet desto eindringlicher und unüberhörbarer mit seiner Botschaft. Als Stimme eines Rufenden gibt sich Johannes aus: Nur Laut also ist er. Und bloßer Laut nur will er sein. Ein Laut hat von sich aus noch keinen Sinn, keinen Inhalt. Der Laut steht ganz und gar im Dienste des Wortes. Diesem will er hörbaren Ausdruck schenken. Dieses will er verlauten lassen. Johannes ist nur Laut, durch den Christus, das Mensch gewordene Wort des Vaters, sich verlauten lässt. Der Laut ist nichts, das Wort ist alles. Der Laut geht auf im Wort. Johannes geht auf in Christus. Johannes ist nichts, Christus ist alles. Weil Johannes sich in dieser Weise von Christus brauchen lässt, wurde er sein Priester.

Bei Johannes Maria Baptist Vianney kann man wohl wenig Homiletik hören, wohl aber Mystagogik. In seinem schlichten Wort verlautete sich Christus, das Wort Gottes. Dieser heilige Pfarrer ließ sich vom ewigen Wort des Vaters brauchen und verbrauchen, das darum für die Hörer so vernehmbar wurde.

So wie Jesus eine Mutter nötig haben wollte, so wollte er einen Taufpriester und eine Taufe nötig haben. Wie er danach verlangte, von einer Mutter aufgenommen zu werden, so verlangte er nach einem Täufer. Seine Mutter ist Maria, aber sein Priester ist Johannes der Täufer. Die Taufstunde am Jordan wurde seine Pfingststunde. Die Taufgebärde des Johannes war es, die den Heiligen Geist auf ihn herabsteigen ließ. Jesus wollte eines Täufers bedürfen. Und Johannes hatte nach anfänglichem Weigern dieses überwältigende Amt übernommen, weil der Herr ihm sagte: „Lass mich nur machen!“. Damit Gott sich offenbare, müssen wir damit einverstanden sein, uns vielleicht lächerlich zu machen, indem wir zu jenen werden, die Jesus taufen, ihn predigen, ihn nachahmen – obwohl wir ja unsere völlige Unwürdigkeit erkennen –, weil der Herr uns sagt, dass es sich so gezieme, die ganze Gerechtigkeit zu erfüllen; diese geheimnisvolle Gerechtigkeit Gottes, die die Sünder rechtfertigt durch die Verdemütigung des Gerechten. Hier geschehen die Enteignung eines Menschen und seine Übereignung an Christus, wie sie kaum jemals überwältigender vollzogen wurden als bei Johannes dem Täufer. In ihm kommt ein Mensch in den heiligen Sog Christi, wie das Wachs in den Sog der Flamme kommt. Hier geht ein Mensch in Christus ein, um in eben diesem Christus leuchtend aufzugehen.

Das ist der Sinn unseres Priestertums. In der Priesterweihe wurde unsere Menschlichkeit in seine Gottmenschlichkeit eingestaltet, damit durch uns für die Welt Christus sichtbar werde. „Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“ (Eph 5,32). Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner  
Erzbischof von Köln